

Monika Halbinger/Maximilian Strnad

## „Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich zutiefst ergriffen und bewegt war“

Ein Brief des jüdischen  
Sozialdemokraten Ludwig Rosenberg  
an Willy Brandt zum „Warschauer Kniefall“

Man kann sicherlich darüber streiten, ob man den ehemaligen DGB-Vorsitzenden Ludwig Rosenberg als jüdischen Sozialdemokraten bezeichnen darf. Wie manch andere Sozialdemokraten mit jüdischen Wurzeln hat auch Rosenberg nach der Shoa zunächst nicht öffentlich über seine jüdische Vergangenheit gesprochen. Er selbst begriff sich in seinen eigenen Worten als vollständig und vor allem als vollständig freiwillig assimiliert<sup>1</sup>. Im Gegensatz zu Jeanette Wolf, die neben Ihrer Tätigkeit als Bundestagsabgeordnete der SPD auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland aktiv war, nahm Rosenberg nicht am institutionalisierten jüdischen Leben teil.<sup>2</sup> Dennoch war er, wie im Folgenden gezeigt wird, nach 1945 dem Judentum und dem Staat Israel stark verbunden.

Historisch betrachtet war das Verhältnis von Sozialdemokratie und Judentum immer ambivalent. Zwar waren wichtige Vordenker des Sozialismus und Mitbegründer der sozialistischen Bewegung Juden oder hatten jüdische Wurzeln, doch hatten viele kein Bewusstsein mehr für die jüdische Tradition ihrer Vorfahren. Nach der Erfahrung durch die Shoa änderte sich das im Besonderen für die Sozialdemokraten in der BRD. Im Gegensatz zu den Kommunisten in der DDR hatten sie die Möglichkeit, sich mit der eigenen Vergangenheit, mit den eigenen jüdischen Wurzeln und mit dem Schicksal von Bekannten, Freunden und Familienmitgliedern auseinanderzusetzen.

<sup>1</sup> Frank Ahland: Ludwig Rosenberg. Der Bürger als Gewerkschafter. Inauguraldissertation. Witten 2002, S. 373.

<sup>2</sup> Birgit Seemann: Jeanette Wolff. Politikerin und engagierte Demokratin (1888–1976). Frankfurt/Main, New York 2000; Ahland: Rosenberg (wie Anm. 1), S. 372.

Auf der politischen Ebene mussten sich jüdische Sozialdemokraten mit Fragen zur Wiedergutmachung und Verjährung von NS-Verbrechen sowie zum Antisemitismus und zur Israelpolitik beschäftigen. Häufig sahen sie sich selbst antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt. Aber auch im privaten Bereich war eine Auseinandersetzung notwendig, etwa über die Frage, ob ein Antrag auf Entschädigung als rassistisch Verfolgter des NS-Regimes gestellt werden sollte oder ob und in welcher Form man am jüdischen Leben in Deutschland teilnehmen wollte.

Am Beispiel eines besonderen Archivfundstückes soll diese Entwicklung nun verdeutlicht werden, eine Entwicklung, die selbst für Sozialdemokraten wie Ludwig Rosenberg gilt, für Sozialdemokraten also, die sich selbst als vollständig akkulturiert betrachteten.

Ludwig Rosenberg wurde am 29. Juni 1903 in Berlin geboren. Als Sohn eines Kaufmanns wuchs er in einem bürgerlichen Elternhaus auf. Die Großeltern mütterlicherseits kamen aus Posen. Sie waren nach Berlin gezogen, da sie sich dort bessere Lebens- und Zukunftschancen erhofften. Die Geschichte von Rosenbergs Familie war in gewisser Weise typisch für die vieler Berliner jüdischer Familien ihrer Zeit. In der Metropole durchliefen sie einen Akkulturationsprozess, der mit wirtschaftlichem Erfolg, dem Aufstieg ins Bildungsbürgertum und dem Wunsch verbunden war, die Chancen, die sich durch die Emanzipationsgesetzgebung boten, voll zu nutzen, ohne dabei die jüdische Religion zu verleugnen. So war ein „jüdisches Bürgertum sui generis“<sup>3</sup> entstanden, das sich in Normen und Verhaltensmustern dem deutschen Bürgertum angeglichen hatte, sich in seiner religiösen Tradition und Praxis aber vom deutschen Bürgertum unterschied. Ludwig Rosenberg gehörte der nachfolgenden Generation an, die häufig nicht mehr in einem explizit jüdischen Umfeld erzogen worden war. Über eine jüdische Erziehung Rosenbergs ist seinem Biographen Frank Ahland zufolge jedenfalls nichts bekannt. Ahland vermutet, dass sich Rosenberg als Kind seines Judentums gar nicht bewusst gewesen sein könnte, so wie das bei einigen Juden seiner Generation der Fall war.<sup>4</sup> Rosenbergs Eltern legten schon früh Wert

<sup>3</sup> Michael A. Meyer (Hg.): *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Bd. 3 *Umstrittene Integration 1871–1918*. München 1997, S. 69.

<sup>4</sup> Dies ist aus der Memoirenliteratur ersichtlich. Vgl. beispielhaft: Reinhard Bendix: *Von Berlin nach Berkeley. Deutsch-jüdische Identitäten*. Frankfurt am Main 1990; Ahland: *Rosenberg* (wie Anm. 1), S. 108.

auf ein heterogenes soziales Umfeld, und so sollte er ganz bewusst Umgang mit ‚Arbeiterkindern‘ haben. Hieraus lässt sich schließen, dass Rosenberg nicht nur über Klassen- sondern auch Konfessionsgrenzen hinweg sozialisiert wurde, ein Umstand, der auch seinen frühen Eintritt in die SPD mit 20 Jahren begünstigt haben dürfte. 1928 wurde Rosenberg hauptberuflicher Funktionär des liberalen Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaftsbundes der Angestellten (GdA). Als ihn die Nationalsozialisten 1933 aus seinem Amt jagten, emigrierte er nach England, wo er als Lektor und Lehrer in der Arbeiterbildungsgesellschaft tätig war. Der Großteil seiner Familie emigrierte jedoch nicht, und so fürchtete Rosenberg bereits früh, dass auch seine Familie deportiert und ermordet worden war. Nach dem Krieg wurde Rosenbergs quälende Befürchtung Gewissheit: Vierzehn Familienangehörige, darunter seine Mutter, waren Opfer der Shoa geworden. Fortan lebte er in dem Bewusstsein, dass nur seine rechtzeitige Flucht aus Deutschland ihm das gleiche Schicksal erspart hatte.

Bereits 1946 kehrte Rosenberg nach Deutschland zurück. Er arbeitete zunächst im Gewerkschaftssekretariat der britischen Zone in Bielefeld. 1954 übernahm er die Leitung der Abteilung Wirtschaftspolitik im DGB-Vorstand, und 1959 wurde er stellvertretender DGB-Vorsitzender. Von 1960 bis 1962 war Rosenberg Präsident des Wirtschafts- und Sozialausschusses der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Von 1962 bis 1969 war er schließlich Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB).

Mit seiner Rückkehr nach Deutschland verband Rosenberg die Hoffnung, an der Demokratisierung und Neugestaltung des Landes mitwirken zu können. Dieses sinnstiftende Motiv findet sich bei vielen Remigranten. Erinnert sei exemplarisch an den späteren SPD-Bundestagsabgeordneten Jakob Altmaier, der die Entscheidung für eine Rückkehr nach Deutschland fällte, als ihm Kurt Schumacher 1949 anbot, in einer potentiellen Regierung als Verantwortlicher für die Wiedergutmachung zu arbeiten.<sup>5</sup> Seitens der deutschen Gesellschaft wurden den Remigranten häufig Ablehnung und Ressentiments entgegengebracht.<sup>6</sup>

<sup>5</sup> Christoph Moß: Jakob Altmaier. Ein jüdischer Sozialdemokrat in Deutschland (1889–1963). Köln 2003, S. 194–195.

<sup>6</sup> Die jüdischen Remigranten erfuhren zusätzlich die starke Ablehnung seitens der nicht in Deutschland lebenden Juden, die eine Rückkehr ins Land der Täter meist kategorisch ablehnten.



1 Ludwig Rosenberg  
und Willy Brandt (1961)

Viele – so auch Rosenberg – schwiegen daher über ihre Zeit im Exil, letztendlich aus dem Wunsch heraus dazuzugehören.

Für die ersten Nachkriegsjahre konstatiert Ahland eine „sekundäre Traumatisierung“, da es Rosenberg selbst mit Freunden – abgesehen von einigen Remigranten – nicht möglich war, über die durch die Shoa erlittenen Schmerzen zu reden. Wenn er überhaupt über die Gründe seines Exils sprach, so betonte er, dass er als aktiver Gewerkschafter und Sozialdemokrat ins Exil gehen musste. Die Gefährdung aufgrund seiner jüdischen Abstammung unterschlug er. Erst die Hetze der *Deutschen National- und Soldaten-Zeitung* – ein der rechts-extremen NPD nahestehendes Blatt –, die Rosenberg in den Sechziger Jahren wiederholt angriff und unter anderem als raffgierigen jüdischen Gewerkschaftsboszen darstellte, führte zu einem Wandel im Umgang mit seiner persönlichen Vergangenheit. Von nun an äußerte er sich auch öffentlich über seine jüdische Herkunft, über seine Flucht und über die Ermordung eines Großteils seiner Familie. Er tat dies allerdings meist nur in Andeutungen.<sup>7</sup> Der Wandel in Rosenbergs Umgang mit seinen jüdischen Wurzeln ist allerdings auch vor dem Hintergrund eines allgemeinen gesellschaftlichen Wandels zu sehen, denn inzwischen war die Ansicht in der deutschen Gesellschaft mehrheitsfähig, dass gerade für Juden eine rechtzeitige Emigration mit keinem Stigma behaftet war.

<sup>7</sup> Ahland: Rosenberg (wie Anm. 1), S. 12.

Auch wenn Rosenberg sich selbst nicht als Jude definierte und nach 1945 kein Mitglied einer jüdischen Gemeinde wurde, unterhielt er doch gute Kontakte zu Repräsentanten des deutschen Judentums – so beispielsweise zu dem Publizisten Karl Marx –, schrieb gelegentlich für jüdische Zeitungen und sprach auf Veranstaltungen der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Besonders engagiert zeigte sich Rosenberg in Bezug auf das Verhältnis zu Israel. Wenn er sich auch ausdrücklich nicht als Zionisten begriff, schrieb er doch angesichts der palästinensischen Terrorakte an Jakob Moneta, den Chefredakteur der Mitgliederzeitung *Metall* der IG Metall, dass er „froh“ darüber sei, wenn „Juden, die als nationale Gruppe in einem Staat leben wollen, das nach zweitausend Jahren tun können“<sup>8</sup>. Rosenberg hatte schon sehr früh eine emotionale Bindung an den Staat Israel entwickelt, was sich in häufigen privaten wie auch dienstlichen Reisen dorthin niederschlug. Sein Engagement trug – und hier findet sich erneut eine Parallele zu anderen jüdischen Sozialdemokraten wie Jakob Altmaier,<sup>9</sup> die ebenfalls aufgrund ihrer jüdischen Abstammung von israelischer Seite aus als integre Makler des Annäherungsprozesses zwischen der BRD und dem jungen israelischen Staat akzeptiert wurden – in nicht unerheblichem Maße zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Israel bei. So hatte Rosenberg beispielsweise im Oktober 1964 eine Plakataktion und eine Unterschriftensammlung des DGB initiiert, mit der für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen beiden Staaten geworben wurde und die der Ausgangspunkt für die antisemitischen Anfeindungen der extremen Rechten gegen Rosenberg war. Am deutlichsten zeigte sich die Affinität Rosenbergs zu Israel jedoch in einem 1971 aufgesetzten Erbvertrag. Die kinderlosen Eheleute Rosenberg vermachten darin die Hälfte ihres Vermögens der Fritz-Naphtali-Stiftung in Tel-Aviv, die sich für die Förderung junger Israelis in ihrer Berufsausbildung einsetzte. Ludwig Rosenberg starb am 23. Oktober

<sup>8</sup> Ludwig Rosenberg an Jakob Moneta, Frankfurt am Main, 10.3.1970, Original im Archiv der sozialen Demokratie (AdsD), hier zitiert nach Ahland: Rosenberg (wie Anm. 1), S. 373.

<sup>9</sup> Willy Albrecht: Jeanette Wolff, Jakob Altmaier, Peter Blachstein. Die drei jüdischen Abgeordneten des Bundestags bis zum Beginn der sechziger Jahre. In: Julius H. Schoeps (Hg): *Leben im Land der Täter*. Berlin 2001, S. 236–253.

1977 im Alter von 74 Jahren in Düsseldorf an einem Herzinfarkt.<sup>10</sup>

Das Dokument, das im Zentrum dieses Werkstattberichtes steht, ist ein persönlicher Brief von Ludwig Rosenberg an Bundeskanzler Willy Brandt, geschrieben im Dezember 1970 anlässlich von Brandts Besuchs in Warschau. In diesem sehr emotionalen

Brief dankt Rosenberg seinem Freund für dessen inzwischen als „Warschauer Kniefall“ legendär gewordene Geste am Denkmal der Helden des Warschauer Ghettos, die Rosenberg, wie er schreibt, „so ohne Pose – eben natürlich“ empfunden hat. Analysiert man diesen Brief in Hinblick auf die eingangs geschilderten Biografie Rosenbergs, so werden mehrere zentrale Aspekte sichtbar. Deutlich spürt man in diesem Brief, dass Rosenberg und Brandt mehr als nur ein Parteibuch und eine politische Idee verbinden. Es ist ihr gemeinsames Schicksal als Verfolgte des NS-Regimes, vielleicht sogar mehr noch ihr Schicksal und ihre Erfahrungen als Exilanten und Remigranten, die gegenseitiges Sich-Verstehen und eine besondere Verbundenheit erkennen lassen. Das zeigt sich schon in der Absicht, in der Rosenberg den Brief verfasste. Er möchte dem Freund und Leidensgenossen vergangener Tage den Rücken stärken gegen die zu erwartenden Anfeindungen „derer, die – wenn sie noch einen Funken von Ehre hätten – in Scham wenigstens zu schweigen verstehen sollten“ gegenüber jenen, die „den Mord an Mitmenschen und Kameraden“ zu beklagen haben. In Brandts Antwortschreiben findet sich diese Verbundenheit dann sogar wörtlich wieder, als er feststellt: „Lieber Freund, [...] Ich weiß, daß gerade Du verstanden hast, was diese Reise und diese Begegnungen für mich bedeutet haben.“

Seinen emotionalen Höhepunkt erreicht der Brief, als Rosenberg seine Gefühle anlässlich der Kranzniederlegung des Bundeskanzlers für die Opfer des Warschauer Ghettos beschreibt:



2 Bundeskanzler Willy Brandt gedenkt nach der Kranzniederlegung mit einem Kniefall vor dem Mahnmal der Opfer des Warschauer Ghetto-Aufstandes gegen die Nationalsozialisten (sog. „Kniefall von Warschau“)

<sup>10</sup> Alle biografischen Angaben aus: Ahland: Rosenberg (wie Anm. 1); Dieter Schuster: Ludwig Rosenberg. Ein Porträt. Freudenstadt 1969.

„Ich habe mir immer wieder das Bild angesehen, wo Du vor dem Denkmal für die Opfer des Warschauer Ghettos kniest. Du kannst verstehen, wie meine Gedanken dabei nach Auschwitz gehen und wie tief ich dabei mitempfinde.“

Für Rosenberg hat die Erwähnung von Auschwitz in diesem Kontext eine doppelte Bedeutung. Wie für alle Personen seiner Zeit war auch ihm Auschwitz zum Synonym für die Shoa geworden. Für ihn als Juden, der den Großteil seiner Familie in der Shoa verloren hatte, war Auschwitz aber auch in persönlicher Hinsicht ein wichtiger Erinnerungsort. Am 12. Januar 1943 hatten die Nationalsozialisten seine Mutter und seinen Onkel von Berlin nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.<sup>11</sup> Der Kniefall Brandts, die Ehrerbietung vor denjenigen, die im Warschauer Ghetto von den Nationalsozialisten ermordet wurden, erinnert Rosenberg an die Ermordung ihm bekannter und von ihm geliebter Menschen, letztendlich also an seine eigene jüdische Vergangenheit.

Rosenbergs Empathie für Brandts Geste – das sei der Vollständigkeit halber erwähnt – entstammte sicherlich neben den genannten persönlichen Gründen auch einem gemeinsamen Politikverständnis. Die offizielle Haltung des deutschen institutionellen Judentums auf Brandts Kniefall fiel hingegen eher verhalten aus,<sup>12</sup> auch wenn diese Reaktion vor dem Hintergrund des zur damaligen Zeit angespannten Verhältnisses zwischen Bundesregierung und Zentralrat gesehen werden muss.

Der im folgenden vollständig abgedruckte Brief Rosenbergs an Brandt erhärtet somit die eingangs formulierte These, dass viele Sozialdemokraten und Sozialdemokratinnen, die sich aus politischen Gründen von ihren jüdischen Wurzeln entfernt hatten oder wie im Fall Rosenbergs sich selbst als vollständig akkulturiert begriffen, durch die Erfahrung der Shoa, spätestens aber durch die nach 1945 zwingend erforderliche Auseinandersetzung mit dem deutschen Erbe des Nationalsozialismus keine andere Wahl hatten, als sich mit ihrer jüdischen Abstammung auseinanderzusetzen. Sie konnten – wie es

<sup>11</sup> Bundesarchiv (Hg.): Gedenkbuch – Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945. Onlineversion. (<http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/index.html>)

<sup>12</sup> Michael Wolffsohn, Thomas Brechenmacher: Denkmalsturz? Brandts Kniefall. München 2005, S. 92.

Julius H. Schoeps formulierte – „sich nicht aus der kollektiven Erfahrungs- und Leidensgeschichte davonstehlen“<sup>13</sup>.

Der Brief Rosenbergs vom 8.12.1970

*Lieber Willy,*

*es drängt mich, Dir diese Zeilen zu schreiben. In diesen Tagen, in denen Du mit großem Mut und mit einer Konsequenz, die bisher keiner unserer verantwortlichen Politiker aufgebracht hat, das entsetzliche Erbe einer verruchten Vergangenheit aufzuräumen versuchst, wirst Du gewiß das Ziel gehässiger Angriffe sein derer, die – wenn sie noch einen Funken von Ehre hätten – in Scham wenigstens zu schweigen verstehen sollten. Es wird wie immer in unserem Volke gegen besseres Wissen Dreck und Verleumdung aufgewirbelt werden, und man wird wieder einmal versuchen, mit verlogenen Emotionen politisches Geschäft und persönliche Diffamierung zu betreiben.*

*Ich glaube Dich gut genug zu kennen, um zu wissen, daß Du solche Auswürfe nicht einfach abschütteln kannst, daß Dir jenes „dicke Fell“ fehlt, was eben nur Menschen haben, die in Wirklichkeit die Menschen verachten und nicht lieben und deren Leben bestimmt ist nicht von Vorstellungen wahrer Menschlichkeit, sondern von solchen, die sie als „klug“ – heute sagt man ja wohl clever – bezeichnen und vor allem nur unter dem Gesichtspunkt ihrer angeblichen Nützlichkeit sehen.*

*Deshalb weiß ich, daß es sehr schwere Tage für Dich waren, die Du hinter Dir hast – und daß noch viele schwere Tage bevorstehen.*

*Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich zutiefst ergriffen und bewegt war, Deine Rede im Fernsehen zu hören – Deine innere Bewegung zu spüren und Deine innere Ehrlichkeit und Sauberkeit wieder einmal – selbst auf diesem indirekten Wege – zu fühlen.*

*Es war eine schwere Stunde für Dich und unser Volk – und eine große Stunde für Dich – so wenig Du sie als solche empfunden haben magst. Denn wo ist noch heute ein führender Politiker, dessen Menschsein und dessen Aufrichtigkeit sich so selbstverständlich und so ohne Pose – eben natürlich – in solcher Situation dartut?!*

<sup>13</sup> Julius H. Schoeps: Erwähltheit und Leiden. Jüdisches Leben in nicht-jüdischer Umwelt. In: Dialog. Heft 14, 1/2002, S. 1 f., hier S. 2.



*Ich habe mir immer wieder das Bild angesehen, wo Du vor dem Denkmal für die Opfer des Warschauer Ghettos kniest. Du kannst verstehen, wie meine Gedanken dabei nach Auschwitz gehen und wie tief ich dabei mitempfinde. Ich bin gewiß, daß Dir Millionen dafür danken werden – für etwas, was Du gewiß nicht solchen Dankes wegen getan hast. Danken gerade deshalb, weil Du es als Mensch, als Kamerad, als Mitfühlender und als einer, der mitgelitten hat, getan hast – kurzum als einer, der nicht eine Pose der „Wiedergutmachung“ nötig hat, sondern als einer, der den Mord an Mitmenschen und Kameraden beklagt.*

*Man wird Dich auch deshalb beschimpfen – wie man überall jene beschimpft, die nicht den Götzen der Gewalt huldigen, sondern der Vernunft und der Menschlichkeit sich verbunden fühlen. Das darf Dich nicht kränken – und das darf Dich nicht grämen. Solange wir uns selbst im Spiegel ansehen können – ohne Scham zu empfinden, sind wir auf dem rechten Weg. Allerdings kommt es darauf an, wer in den Spiegel hineinsieht. Du kannst getrost solchen Blick wagen.*

*Das wollte ich Dir in dieser Stunde sagen. Wer anders empfindet, als wir es unser Leben lang getan haben und tun – wird diesen Brief, seinen Anlaß und seinen Sinn nicht verstehen. Ich bin gewiß, daß Du mich verstehst.  
Bleib' stark und gesund!*

*Herzlichst Dein Ludwig Rosenberg<sup>14</sup>*

#### Das Antwortschreiben Brandts vom 15.12.1970

*Lieber Freund,  
in den Tagen meiner Rückkehr aus Warschau habe ich viele Zeichen des Vertrauens und des guten Willens erfahren. Dein Brief hat mich besonders bewegt. Ich weiß, daß gerade Du verstanden hast, was diese Reise und diese Begegnungen für mich bedeutet haben. Ich danke für Deine Worte der Ermutigung.*

*Willy Brandt<sup>15</sup>*

#### BILDNACHWEIS

Abb. 1: Archiv der sozialen Demokratie.

Abb. 2: Bundesbildstelle des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung.

<sup>14</sup> Brief von Ludwig Rosenberg an Willy Brandt vom 8.12.1970. Archiv der sozialen Demokratie (AdsD). Willy Brandt Archiv A8 16 (alte Signatur).

<sup>15</sup> Antwortschreiben von Willy Brandt an Ludwig Rosenberg vom 15.12.1970. AdsD. Willy Brandt Archiv A8 16 (alte Signatur).